

Das ließe sich vielleicht aus alten Gerichtsakten noch feststellen. Einer jeden Familie wurden 10 Morgen (= 15 Scheffelland) Land auf der Herforder Heide zum „Etablisement“ angewiesen und ihnen Befreiung von der Kontribution (der ländlichen Steuer) zugesichert.

150 Jahre sind verflossen, seitdem die fleißigen und mutigen Alemannen ihre sonnige süddeutsche Heimat verlassen und sich aus dem hochdeutschen ins niederdeutsche Sprachgebiet begeben haben. Ihr ursprüngliches Bestreben, nur unter einander zu heiraten, mußte naturgemäß bald aufgegeben werden und die unvermeidliche Mischung mit ihren niedersächsischen Nachbarn eintreten. Heute gibt es keine Turlacher Familie mehr, die von Seiten beider Eheleute ihren Stammbaum direkt auf die Einwanderer zurückführen könnte. Wie fremd werden sich die Zugezogenen anfangs im nordischen Flachlande gefühlt und sich nach den oberdeutschen Bergen gesehnt haben, zumal da unsere verschlossene u. engeren Anschlußschwerende reißfällige Art von der mittelbaren süddeutschen so verschieden ist. Welche Mißverständnisse mag der verschiedene Dialekt herbeigeführt haben, besonders bei der Jugend! Wie verständnislos mag der strohblonde Westfale den dunkelhaarigen Fremdling angestarrt haben, solange dieser nur im alemannischen Dialekt — in Hebeis Sprache — sich ausdrücken konnte! Wieviel Heiterkeit ist da wohl zum Vorschein gekommen! Zeit und Umgebung haben erst langsam, dann schneller eine völlige Verschmelzung gebracht. Kindtaufen und Hochzeiten der Turlacher werden jetzt landsüblich gefeiert. Die einzige Besonderheit bei der Beerdigung, daß nämlich eine Leiche bei den Turlachern nur durch einen der Ihrigen angefaßt werden darf, während bei den anderen die Bestattung geschehen werden durfte, hat, wie Herr Ehrler mir sagte, erst im Weltkrieg aufgehört. Das Plattdeutsche ist völlig bei ihnen herrschend geworden. Der bei Normann S. 480 erwähnte alemannische Sprachrest vom „Tilletöpfen“ (hier = Ameise, vielleicht, wie Normann meint, mit dem mir unbekannten niederdeutschen Tiletappe ein närrischer Kautz verwandt), das übers „Wegele“ ging und durch ein „Regentöpfchen“, das ihm auf sein „Köpfchen“ schlug, so erschrak, daß es wieder heimwärts „höpfen“, stammt von seiner 1800 geborenen Großmutter, deren Großeltern zu den Ausgewanderten gehörten. Als echte Turlacher kann man heute nur noch zwei Familien bezeichnen, Ehrler und Seyler, während andere ausgestorben sind.

Daß die Turlacher in ihrer alten Heimat noch nicht völlig vergessen sind, zeigte der Besuch des Karlsruher Professors Sölcher, der im Jahre 1912 eigens zu dem Zwecke Herrn Ehrler aufsuchte, um zu erfahren, wieviel Turlacher Familien noch vorhanden seien. Spuren vom alemannischen Typus, der wohl nicht rein germanisch, sondern mit keltischem und römischem Blute von den römischen Jährländern her gemischt ist, zeigen sich bei der einen Familie noch deutlich im dunklen Haar, das in der blondhaarigen Umgebung geradezu in die Augen sticht.

Es wäre nun lohnend, wenn man noch heute etwas von den damals sicher umständlichen Formalitäten bei der Auswanderung erfahren könnte, etwa von den Verhandlungen, die zwischen dem Preußenkönig oder seiner Kriegs- und Domänenkammer in Minden mit den Auswanderungs-Lustigen geführt sind. Ich glaube, es sei etwas darüber in alten Akten des Amtes in Herford oder beim Landratsamt zu finden. Das ist nicht der Fall. Sollte die Regierung in Minden noch Akten aufbewahren oder sind diese wie die Herforder städtischen Urkunden ins Staatsarchiv zu Münster gewandert? Vielleicht fragt ein dort studierender Herforder beim Archivdirektor, der zu Auskünften stets bereit ist, mal an. Ich bitte alle, die über Ansiedlung, Sitte, Gebräuche und Sprache der Turlacher noch etwas außer dem Gesagten wissen, es mir mitzuteilen. Das würde nicht nur dem Verfasser, sondern wohl noch manchem heimatliebenden Herforder Freude bereiten.

Nachtrag.

Im Staatsarchiv zu Münster sind folgende auf die Herforder Heide sich beziehenden Akten deponiert: 1. Bei den Forstakten Nr. 5 vom Jahre 1782 Streitigkeit wegen der Elverdiffer Heide. 2. Bei den Kammereisachen Nr. 138 vom

Das ließe sich vielleicht aus alten Gerichtsakten noch feststellen. Einer jeden Familie wurden 10 Morgen (= 15 Scheffelland) Land auf der Herforder Heide zum „Etablisement“ angewiesen und ihnen Befreiung von der Kontribution (der ländlichen Steuer) zugesichert.

150 Jahre sind verflossen, seitdem die fleißigen und mutigen Alemannen ihre sonnige süddeutsche Heimat verlassen und sich aus dem hochdeutschen ins niederdeutsche Sprachgebiet begeben haben. Ihr ursprüngliches Bestreben, nur unter einander zu heiraten, mußte naturgemäß bald aufgegeben werden und die unvermeidliche Mischung mit ihren niedersächsischen Nachbarn eintreten. Heute gibt es keine Turlacher Familie mehr, die von Seiten beider Eheleute ihren Stammbaum direkt auf die Einwanderer zurückführen könnte. Wie fremd werden sich die Zugezogenen anfangs im nordischen Flachlande gefühlt und sich nach den oberdeutschen Bergen gesehnt haben, zumal da unsere verschlossene u. engeren Anschlußschwerende reißfällige Art von der mittelbaren süddeutschen so verschieden ist. Welche Mißverständnisse mag der verschiedene Dialekt herbeigeführt haben, besonders bei der Jugend! Wie verständnislos mag der strohblonde Westfale den dunkelhaarigen Fremdling angestarrt haben, solange dieser nur im alemannischen Dialekt — in Hebeis Sprache — sich ausdrücken konnte! Wieviel Heiterkeit ist da wohl zum Vorschein gekommen! Zeit und Umgebung haben erst langsam, dann schneller eine völlige Verschmelzung gebracht. Kindtaufen und Hochzeiten der Turlacher werden jetzt landsüblich gefeiert. Die einzige Besonderheit bei der Beerdigung, daß nämlich eine Leiche bei den Turlachern nur durch einen der Ihrigen angefaßt werden darf, während bei den anderen die Bestattung geschehen werden durfte, hat, wie Herr Ehrler mir sagte, erst im Weltkrieg aufgehört. Das Plattdeutsche ist völlig bei ihnen herrschend geworden. Der bei Normann S. 480 erwähnte alemannische Sprachrest vom „Tilletöpfen“ (hier = Ameise, vielleicht, wie Normann meint, mit dem mir unbekannten niederdeutschen Tiletappe ein närrischer Kautz verwandt), das übers „Wegele“ ging und durch ein „Regentöpfchen“, das ihm auf sein „Köpfchen“ schlug, so erschrak, daß es wieder heimwärts „höpfen“, stammt von seiner 1800 geborenen Großmutter, deren Großeltern zu den Ausgewanderten gehörten. Als echte Turlacher kann man heute nur noch zwei Familien bezeichnen, Ehrler und Seyler, während andere ausgestorben sind.

Daß die Turlacher in ihrer alten Heimat noch nicht völlig vergessen sind, zeigte der Besuch des Karlsruher Professors Sölcher, der im Jahre 1912 eigens zu dem Zwecke Herrn Ehrler aufsuchte, um zu erfahren, wieviel Turlacher Familien noch vorhanden seien. Spuren vom alemannischen Typus, der wohl nicht rein germanisch, sondern mit keltischem und römischem Blute von den römischen Jährländern her gemischt ist, zeigen sich bei der einen Familie noch deutlich im dunklen Haar, das in der blondhaarigen Umgebung geradezu in die Augen sticht.

Es wäre nun lohnend, wenn man noch heute etwas von den damals sicher umständlichen Formalitäten bei der Auswanderung erfahren könnte, etwa von den Verhandlungen, die zwischen dem Preußenkönig oder seiner Kriegs- und Domänenkammer in Minden mit den Auswanderungs-Lustigen geführt sind. Ich glaube, es sei etwas darüber in alten Akten des Amtes in Herford oder beim Landratsamt zu finden. Das ist nicht der Fall. Sollte die Regierung in Minden noch Akten aufbewahren oder sind diese wie die Herforder städtischen Urkunden ins Staatsarchiv zu Münster gewandert? Vielleicht fragt ein dort studierender Herforder beim Archivdirektor, der zu Auskünften stets bereit ist, mal an. Ich bitte alle, die über Ansiedlung, Sitte, Gebräuche und Sprache der Turlacher noch etwas außer dem Gesagten wissen, es mir mitzuteilen. Das würde nicht nur dem Verfasser, sondern wohl noch manchem heimatliebenden Herforder Freude bereiten.

Nachtrag.

Im Staatsarchiv zu Münster sind folgende auf die Herforder Heide sich beziehenden Akten deponiert: 1. Bei den Forstakten Nr. 5 vom Jahre 1782 Streitigkeit wegen der Elverdiffer Heide. 2. Bei den Kammereisachen Nr. 138 vom

1) Die Verse wurden wohl beim Spielen gesungen; die Melodie ist nicht mehr bekannt.

Jahre 1771 Etablierung einiger Durlacher Kolonisten: Nr. 137 vom Jahre 1777 in Sachen der Stadt und Bürgerschaft Herford wegen der Elverdiffer Heide-Interessenten gegen die Durlacher Kolonisten; Nr. 138 wegen eines mit den Kolonisten auf der Herforder Heide getroffenen Vergleiches. Herr cand. rer. pol. Lampart von hier hatte die Güte, die unter 1 bezeichneten Akten einzusehen. Sie bieten für die Geschichte der Kolonisten weiter nichts. Vielleicht sind bei den Kammereisachen noch interessante Einzelheiten über die Durlacher anzutreffen. Herr Landrat v. Borries machte mich auf einen Rezej aufmerksam, der die Teilung der Elverdiffer Mark und der Herforder Heide betrifft. Ein Beamter vom Katasteramt teilte mir mit, daß dieser Rezej am 25. 1. 1791 bestätigt ist und sich im Staatsarchiv zu Münster befindet. Aktenz. E 280 R Nr. A 1. Den drei Herren sage ich für ihre Mitteilungen besten Dank.

Im Besitz der Familie Ehrler befindet sich noch ein altes Herforder Gesangbuch vom Jahre 1791, durch silberne Spannen zusammengehalten. Es trägt den Namen Hanna Maria Ehrlichs Elverdiffer 2. Okt. 1823. Diese war die Großmutter des Herrn Ehrler und eine Enkelin des Durlachers Ehrlich vom Jahre 1771. Die ursprünglich reformierten Kolonisten haben sich wohl bald der lutherischen Münstergemeinde in Herford angeschlossen. Näheres darüber ist nicht mehr festzustellen. Im Ehrler'schen Hause ist noch an der sogenannten Holzschuhkammer ein Hausriegel mit der Jahreszahl 1771 zu sehen. Er ist der einzige Ueberrest des ersten vom Kolonisten Ehrlich erbauten Hauses.

Palmpöschken.

Dem Schreiber dieses ist an Stelle der Bezeichnung Palmlöschken der Ausdruck Palmpöschken, oder Palmpöschken, Palmpöschken bekannt. Diese Bezeichnung wurde oder wird meist ohne weiteres für die Weidenkätzchen hier in der Stadt gebraucht. Es liegt nahe, die zweite Worthälfte mit pascuales, der lateinischen Bezeichnung für Ostern in Zusammenhang zu bringen. Palmpöschken bedeutet dann: Osterpalmen. Als Kinder fanden wir am Palmsonntagmorgen auf dem Frühstückstisch einen Strauß Palmpöschken mit Palmkrenkeln behangen, von einem geheimnisvollen Palmmännchen, eine ebenso geheimnisvolle Persönlichkeit wie der Osterhase, gebracht. Die Palmkrenkel waren eine kleine Sorte von Krenkeln, die von den Bäckern eigens für diesen Zweck gebacken wurden. In Bielefeld soll diese Sitte noch bestehen.

Der in der Nummer 3 mitgeteilte Brauch des Palmlöschken-Singens hat nicht in allen Gemeinden um Herford bestanden; so ist er meinem Gewährsmann, Herrn W. Schachtel, einem alten Eickumer, unbekannt. Es scheint überhaupt, daß die Gebräuche in den einzelnen Bauerschaften um Herford manchmal wesentlich voneinander abwichen; es ist darum für die Heimatforschung notwendig, wie es in der vorigen Mitteilung auch geschehen ist, stets die genaue Herkunft eines Brauches anzugeben; die Angabe „im Kreise Herford“, wie sie von Sartori in seiner Volkskunde gemacht wird, ist offenbar schon eine viel zu weit gehende Verallgemeinerung.

Auch der Ausdruck Palmlöschken ist meinem Eickumer Gewährsmann unbekannt, dagegen kennt er von dort her ebenfalls die Bezeichnung Palmpöschken. Die Worthälfte „loischen oder leusken“ findet er dafür in einer anderen Pflanzenbenennung, in Tirsleusken wieder, mit welchem Namen im dortigen Bezirk das freundliche Frühlingsblümchen, die Schlüsselblume, bezeichnet wird. Hier ist die als Vermutung gegebene Deutung Löschken = auslöschken recht wenig wahrscheinlich.

Von meinem Gewährsmann sind mir zwei hübsche Osterverschen gegeben worden, welche hierunter mitgeteilt sein mögen.

Wenn't klustern es, wenn't klustern es,
Denn flacht muin Vah n' Buck.
Denn singt muin Noöm, denn danzt muin Vah,
Denn krieg'k n niggern Rod.

Palm — Palmpoesken,
Lot den Ruckuck kroessen,
Lot de Bügel singen,
Lot de Lämmken springen!

Dr. W. N.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Wödelmann und P. Gander, Druck und Verlag der Buchdruckerei Fr. Kahl in Herford.

Herforder Heimatblatt

Herausgegeben von dem Herforder Verein für Heimatkunde

Nr. 6

Juni 1924

3. Jahrgang

Inhalt: Die Fähre. Von Agnes Miegel. — Städtebilder. Von Karl Demmel. — Die Entwicklung der Herforder Möbel-Industrie. Von Herbert Wolff. — Die Herforder Heide. Von Prof. Dr. Völkemann. — Palmpöschken. Von Dr. W. N.

Die Fähre.

Von Agnes Miegel.

„Was ist für Götter und Menschen Glück,
das Glück, dem keines gleicht?“
„Das ist: den eig'nen Boden sehn,
soweit das Auge reicht!“
Und Gruß und Rede hören
wie altertrautes Wiegenlied,
Und Wege gehn, wo jeder uns
wie Kind und Bruder ähnlich sieht!“

„Und was ist allerschwerste Last?
was ist enge Pein?“
Was ist den Kindern der Ebne verhaßt,
und wird es immer sein?“
„Von der Heimat zu gehn ist die schwerste Last,
die Götter und Menschen beugt,
Und unläßt zu schmeifen, ist allen verhaßt,
die die grüne Ebne gezeugt!“ ...

(Gedichte und Spiele, Jena, Niederichs).

Die ostpreussische Heimatschriftstellerin Agnes Miegel wurde bei der Amtseinführung von der Universität Königsberg zum Dr. phil. promoviert.

Städtebilder.

Bielefeld.

Zwischen sanften Hügeln eingebettet liegt die gewerbetätige Stadt am Lutterbach. Freundlich und sauber ist ihr Gesicht. Die Kunst des Leinwandwebens brachten im 16. Jahrhundert Auswanderer aus den Niederlanden mit. Nun hat Bielefeld der Leinen eine Berühmtheit erlangt.

Das Rathaus — sinnierend im Nachtitel deutscher Renaissance. Wie ein weißer Nebelreiter das Standbild des großen Kaisers Wilhelm. Gediegen und schlicht der ragende Bau des Theaters. Weihe voll die Kirchen. — In der „Altstädter Kirche“ berauscht sich das Auge an dem Schnitzaltar. In der Gruft der „Neustädter Kirche“ ruhen die Leiber der Grafen von Ravensberg und des Drost von der Oye.

Jrgendwo noch alte, liebe Gassen mit traulichen Namen. Der Lutterbach rauscht über die Mühlenräder. Das „Grünewald-Haus“ — ein Stück alter, deutscher Patrizierherrlichkeit. Hoch droben, die winkligen Gassen hinauf, die ephemerträumte „Sparenburg“. Weit geht der Blick vom grauen Turm ins hügelige, weisfällige Land. Tief drunten im Burggemäuer geheimnisvolle, dunkle Gänge. Die Chronik erzählt von des „Großen Kurfürsten“ Schlachtfeldern. Und um den Burgberg her Häuser der christlichen Nachstenliebe ausgebreitet, die Pfarrer Bodelschwinghs Namen mit Stolz verkünden. In den mächtigen Fabriken webt deutscher Arbeitsfleiß.

Herford.

Trughaft die alte Wittekindstadt an der Werre. Viermal schnob die Pest durch die Gassen, und zweimal sprang der rote Feuerhahn auf die Dächer und legte die ehemalige Reichs- und Hansestadt in Asche. In der majestätischen Münsterkirche träumen die gestorbenen Fürstbischöflichen ihrem himmlischen Seelenbräutigam entgegen. Schon in uralter Zeit bestand die Abtei, die Ludwig der Fromme gründete. Heinrich der Vogler holte sich aus Herford Thiadrichs Tochter Mathilde, die Wittekindsblood in ihren Adern fließen hatte, zur Gemahlin. „Schön war sie von Angesicht, lieblich in ihrer Kindlichkeit, werktätig, sittsam, freigebig und, zumal bei solcher Jugend, durch Günst der himmlischen Gnade so hoher Lobspürche wert, daß nichts darüber ging.“

Alte Häuser im Schmuck und der Formenpracht der Gotik und der Renaissance. Trauliche Erker, putzige Dächer und geschnitzte und gemalte Fassaden.

Auf der Werrebrücke steht wie ein Posten der Ewigkeit die Statue des Leinwebers. Auf einer Anhöhe die Marienkirche. Viele spitze Türme ragen in den Himmel hinein. Wichtig die Gestalt des Wittekind auf seinem Gaul. Krieg brannte oftmals vor den Stadtmauern. Seif stritten des „Großen Kurfürsten“ Soldaten um Herford. Der Erbprinz von Braunschweig schlug bei Todtenhausen das Franzosenheer unter ihrem Marschall Brissac. In alten Kirchenwinkeln raunt es immer noch von der Abtissin Elisabeth von der Pfalz und ihrem Lehremeister Carstius.

Herrlich das Rathaus mit seinen großen, prächtigen Sälen. Ein Gruß vom deutschen Heldentum ist eine Tafel an einem Hause, wo es schlicht lautet: „Geburtsort des Raptanleutnants Otto Weddigen, unseres Seehelden von 1914.“

Lübbecke.

Wettergäh schaut's aus. Seit 1279 steht das Stadtrecht auf dem gelehrten Rathaus eingeschrieben. Die Höhen des Wiehengebirges lächeln sanft herab. Wilde, blutige Sachsen-schlachten wurden bei diesen Stadtmauern geschlagen. Gewerbesleiß pulst ehrsam durch das Städtchen. Torfmoore ziehen sich um das Nest. Abends spuken Nebelgeister darob. Lieb und vertraut die stillen Straßen. Die ersten Vöcher werden angezündet. Der nächste Morgen lockt den Wanderstock in die Weserstadt.

Minden.

Ehrbare, alte Stadt, träumend an den Ufern der Weser. Karl der Große machte einst einen Bischofsitz daraus. Anno 1648 wurde die Festungsstadt preussisch-brandenburgisch. Wundervolle Pracht des Domes, darinnen kostbare Schätze aufbewahrt.

Wo einst die von Binsche Kurie stand, ist der Postbau den Grundmauern entstanden. Das Rathaus hat sich mit einem prächtigen alten Laubengang umzogen. Abendsonne liegt darauf. Wie weich das Bild stimmt. Dreifundfünfzig Stufen klettert die Martinikirche zur Martinskirche empor. Der rote Fahn krächte zweimal „Feuer“ in den staubigen Balken. Versunken manche Straßen. Friedlich die Plätze.

Ein echtes, deutsches Bild: Die Porta Westfalica. Uferberge im Laubteppich starren hinab. Von altem Geldentum melden die Denkmäler. Leise zieht die Weser ihre Bahn zum nordischen Meer.

Obernkirchen.

Uralt die Stadt am Bückeburg. Uralt die Kirche mit ihren Grabmälern. Die Kirchenglocke wurde schon im Jahre 1480 aufgehängt. Sie lag dehnend der Bau des Klosters mit seinem dumpfen Kreuzgang. Aus den Steinen der Steinbrüche entstanden das Rathaus in Amsterdam und mehrere Patrizierhäuser in Bremen.

Bunt war der Wechsel der Herren von Arnsberg und Raunig. Im Süden lockt das lippische Land. Der Wanderstock kennt kein Verweilen.

Bückeburg.

Verträumtes Kleinstadtdyll in Residenzheimlichkeiten verfunken. Die Straßen sind so still, so kleinstadtmüde. Das große Tor des fürstlichen Schlosses reißt weit die Augen auf über jeden Fremden, der mal den Weg nach hier findet. In wundervoller Barockzier die Kirche, die die gelehrte Inschrift trägt: „Exemplum Religionis Non Structurae“. Der Dichter Herder war fünf Jahre Prediger hier. Hierliche Bürgermädchen lachen verschleierte. O du göttliche Stille und Beschaulichkeit.

Detmold.

„Tippe-Detmold, o du wunderschöne Stadt.“ Mancher brave, deutsche Soldat sang's und sah nie die Zinnen der Residenz an der Berre. Umhüllt vom stillen Burggraben und verschlafenen Bäumen das fürstliche Schloß im Schmuck der Renaissance. In den alten Prachtfäulen werden Legenden und Sagen lebendig. Die Wehmstraße hat viel Erlebnis aufgeladen. Im Hause Nr. 5 stieg Ferdinand Freiligrath zur Sonne, und Nr. 7 rang der einsame, wahn-sinnig gewordene Dichter Dietrich Grabbe mit dem Tode.

Im Palaisgarten sprudeln Wasserspiele durch den heißen Nachmittag. Eine Stadtkirchenglocke schlägt irgendwo.

Ein frischer Morgen am Hermannsdenkmal. In Gedanken schlagen Germanen und Römer in wilder Schlacht aufeinander. Starr ragt das Siegesgeschwert Armin des Cheruskers. Und wie Riesenzähne aus dem Erdboden sehen die Externsteine, die in alten Chroniken „Agistersteine“ genannt werden. Schweigend stehen die Berge des Teutoburger Waldes.

Paderborn.

Es schwebt ein mystischer Glanz der ewigen Schönheit Gottes um die Türme der herrlichen, alten Kirchen. Seit grauem Jahrhundert ist Paderborn die Residenz der Bischöfe. Manchen Feinden bot es hartnäckig Trotz. Nun sind Wälle und Tore gefallen — nur ab und zu grüßt noch ein Wasserturm. Die Baumeister schufen Herrlichkeit über Herrlichkeit in dieser Stadt. Jählich die Winkelgassen.

In romanischen Glanz der Dom. Das Auge weidet sich an den Werken deutscher Kirchenkunst. Tief unter den kühlen Kirchensiefen entspringt das Paderflüßchen aus fünf Quellen. Staunend geht der Wanderer durch die Stadt.

Die Orgeln brausen inbrünstige Wehgesänge durch den Feiertag. Aus Fenstern balkenverzierter Giebelhäuser nickten Blumen. Lauschige Stadtwinkel, die im Mond-schein wie ein Spitzwegbild sein müssen.

Karl Demmel.

Die Entwicklung der Herforder Möbelindustrie.

Von Herbert Wolff.

Der älteste Zweig der gesamten Herforder Industrie ist die Hausweberei. Rein Wunder, war doch gerade unsere Gegend für den Flachsbau geeignet und es lag ja nichts näher, als den Flachs an Ort und Stelle zu verarbeiten. Wahrlich, hervorragende Arbeit wurde geleistet, die schon damals im 16. Jahrhundert unsere Heimatstadt weit bekannt machte. An jene Zeit erinnert uns das Linnenbaurdenmal an der Bomerrebrücke in der Höckerstraße. Der Linnenbauer, ein Bündel auf dem Rücken, unter dem Arm eine Rolle Gespinn, raucht vergnügt seine Pfeife und zählt freudestrahelnd sein mit vielem Fleiß und großer Mühe erworbenes Geld. Nach dem diese Industrie im Laufe von

*) Führten doch ihre Wanderungen, auf denen sie die Erzeugnisse ihrer Arbeit hinaustrugen, sogar bis nach Holland.

ungefähr drei Jahrhunderten eine großen Aufschwung genommen hatte, mußte der Handspinner zu seinem Schmerze sehen, daß ihm die Spinnmaschine, die am Ende des 18. Jahrhunderts erfunden wurde und seit 1820 von England her in Wettbewerb mit den fleißigen Spinnerhänden trat, sein tägliches Brot nahm. Wenn er noch so fein und länger als sonst spann, die Maschine arbeitete schneller und billiger. So sahen sich die Spinner gezwungen, sich eine neue Brotstelle zu suchen. Sie wanderten entweder aus oder suchten eine andere Beschäftigung zu bekommen.

Aber die Verhältnisse zu dieser Zeit waren sehr schlecht. Auf allen Gebieten war der Verdienst gering. Die Lebenshaltung war infolge dessen knapp, die Häuser schmucklos, ihre Einrichtung äußerst dürftig. Die wenigen Sachen, die man unbedingt zum Leben gebrauchte, stellte man, wenn eben möglich, selbst her. Der Handwerker konnte von seiner Hände Arbeit allein nicht leben, sondern mußte nebenbei noch Ackerbau betreiben, was sich bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts erhalten hat. (Man denke an Herfords Spottnamen: Rohschietenherwebe.) Unter den Handwerkern stand es mit den Tischlern besonders schlecht. Sie fanden bis in die vierziger Jahre nur wenig Beschäftigung. Danach besserte sich jedoch die Lage zusehends, da die Verdienstmöglichkeiten bessere wurden. Um 1860 konnte man in Herford etwa 10 Tischlermeister zählen. Da sie jetzt mehr Arbeit erhielten, konnten sie zu ihren Lehrlingen auch Gesellen einstellen, die zum größten Teil aus Berlin kamen, wo das Tischlerhandwerk blühte. Im Jahre 1866 beschäftigten einige Tischlermeister schon 5–6 Gesellen.

Als Gründungsjahr der Herforder Möbelindustrie kann man das Jahr 1868 ansehen. In diesem Jahre richtete ein hiesiger Kaufmann, der bis dahin einen kleinen Möbelhandel betrieben hatte, zusammen mit einem hiesigen Tischlermeister eine Fabrik ein. Sie legten eine Dampfmaschine an, die 4 Holzbearbeitungsmaschinen trieb, welche es bis dahin gab und zwar ein Sägegatter, eine Säge zum Zertrennen des Holzes, eine Kreis- und eine Bandsäge. Sie stellten 20 Leute ein. Eine feste Grundlage für diese junge Fabrik erhielten sie noch in demselben Jahre in Gestalt von Aufträgen von der Militärverwaltung. Sie übernahmen die Herstellung von Betten und Schränken für die in Bielefeld, Detmold und Minden neuerrichteten Kasernen. Diese Lieferungen erstreckten sich bis in das Jahr 1870. Da drohte über das junge Unternehmen eine gefährliche Krisis herein-zubrechen. Neue Lieferungen an die Militärverwaltung konnte es nicht mehr erhalten und für die jetzt hergestellten Rücken- und Schlafzimmer war, wie man sich denken kann, in dem Maße in hiesiger Gegend kein Absatz vorhanden. Sie sahen sich also gezwungen, neue Absatzgebiete zu erschließen, wenn sie ihren Betrieb nicht beträchtlich einschränken wollten.

Da warfen sie ihre Blicke nach Westen, über die Grenzen ihrer engeren Heimat hinaus. Das heute so wichtige Industriegebiet, in dem der Werkmeister des Betriebes schon damals in seinen Gesellenjahren größere Betriebe in Verbindung mit Möbelgeschäften vorgefunden hatte, sollte ihnen Rettung bringen. Sie sandten jetzt zum erstenmal einen Reisenden aus, der mit diesen Betrieben eine Geschäftsverbindung anknüpfen sollte und dieser Schritt sollte ihnen zum Segen gereichen. Denn bereits nach 14 Tagen konnte der Reisende mit Aufträgen zurückkehren, die ihnen für 2 Monate Beschäftigung boten. Dieser Schritt der Begründer der Herforder Möbelindustrie ist sehr bedeutungsvoll für ihre Weiterentwicklung geworden, denn noch bis auf den heutigen Tag ist das Industriegebiet das größte Absatzgebiet für ihre Erzeugnisse.

Nachdem nun die ersten Aufträge zur Zufriedenheit der Abnehmer ausgefallen waren, kamen bald neue herein. Der Betrieb konnte sogar bis zum Jahre 1875 noch vergrößert werden. Die Zahl der Arbeiter stieg auf 30, die der Maschinen wurde auf 6 erhöht. Da trat im folgenden Jahre plötzlich eine große Geschäftsflaute ein, als Nachwirkung des Krieges: Der Krach der Gründerjahre. Schwer hatte der Betrieb zu kämpfen, um sich durchzuhalten. Ja, man ging sogar dazu über, Zimmerer- und Bauarbeiten zu übernehmen. So legte man z. B. den Fußboden in dem jetzt gerade erbauten Gefängnis. Mit dem Jahre 1883 war der Höhepunkt der Krisis überschritten. Langsam kamen wieder Aufträge und die Preise, die während dieser Zeit für die Möbel sehr zurückgegangen waren, holten wieder auf. Mittlerweile erwachte auch bei den andern Tischler-

meistern der Unternehmungsgeist. Sie versuchten, zwar zunächst etwas zaghaft, auswärtige Geschäftsverbindungen, aber der Aufstieg des ersten Unternehmens ihrer Heimat diente ihnen zum Ansporn. So begann denn eine rege Bautätigkeit und im Jahre 1890 stieg aus den Schornsteinen von 5 Möbelfabriken, in denen zusammen 100–150 Arbeiter beschäftigt wurden, dicker Qualm zum Himmel. Aber auch die umliegenden Städte sahen dem Aufstieg der Herforder Möbelindustrie nicht teilnahmslos zu. In diese Zeit fallen auch die Anfänge der Möbelindustrie von Detmold, Lage und Deynhausen; und gerade in den 3 letztgenannten Städten nahm sie in ganz kurzer Zeit einen gewaltigen Aufschwung. Da hieß es für die Herforder aufpassen, wenn sie nicht jetzt schon gleich die Führung an ihre jungen Konkurrenten abtreten wollten. Diesen schnellen Aufschwung kann man zum größten Teile dem Umstand zuschreiben, daß von 1900–1905 eine ganze Reihe von neuen Holzbearbeitungsmaschinen erfunden und dann gleich von den jungen Unternehmen eingestellt wurden. Bis 1910 nahm die Möbelindustrie dann einen gleichmäßigen Lauf. Abnehmer der Ware wurden jetzt besonders die großen Geschäftshäuser in Dortmund, Bochum, Hörde, Essen und Wanne. Im Sommer 1910 legte die Möbelindustrie dann zum erstenmal in der „Herforder Gewerbeausstellung“, die auf dem damals parkartig angelegten Lüberbruch in großen Wehshallen abgehalten wurde, ein umfassendes Zeugnis ihrer Leistungsfähigkeit ab. Es waren neben eigenen Speise-, Herren- und Schlafzimmern besonders die noch heute als Spezialitäten geltenden tannenen Schlafzimmer und naturkiesernen Küchen ausgestellt. Fast sämtliche ausgestellten Möbel wurden in Bezug auf Qualität und Ausführung mit den ersten Anerkennungen ausgezeichnet. Die Ausstellung konnte also als ein Erfolg der Möbelindustrie angesehen werden. Die Folge davon war eine Fülle von Aufträgen, die sich in den nächsten Jahren immer wieder erneuerten.

Da brach der Weltkrieg aus. Alles, was Waffen tragen konnte, eilte heraus zur Verteidigung des Vaterlandes. Viele Betriebe wurden vollständig stillgelegt, und die wenigen, die weiter arbeiteten, gaben die Herstellung von Möbeln fast vollständig auf und übernahmen Heereslieferungen. Da wurden Munitionswagen und Rissen, Schiebharren, Schlitten, Kartuschkästen und Granatkisten hergestellt; und als die Zeit des „Erfasses“ kam, da ging man dazu über, Holzschuhe und Holzsohlen zu machen. Aber auch diese Zeit ging vorüber. Nach Kriegsende begann langsam wieder die Herstellung von Möbeln. Zunächst waren Material und Arbeitskräfte schwer zu bekommen; aber allmählich wurden diese Mängel behoben. Dann gab es ein plötzliches Aufblühen. Wie Pilze schossen neue Fabriken aus der Erde, aber jetzt ist es zu einem Stillstand gekommen. Der schlechte Stand der Valuta schnürt der ganzen Industrie die Kehle zu.

Die Zahl der Arbeiter in den größten Betrieben übersteigt im allgemeinen nicht 200–300. Dafür ist die Zahl und Art der Maschinen bedeutend reichhaltiger geworden. Das in Brettern von verschiedenen Stärken geschnittene Holz wird von aus- und inländischen Sägewerken bezogen. An der Kreissäge wird es in die gebräuchlichen Längen geschnitten und dann in den Holztrockenraum zum Trocknen gebracht. Danach wird es — je nachdem — mit der einfachen Hobelmaschine, Dikthobelmaschine, Schleifmaschine, Fräse, Langlochbohrmaschine oder Schlißmaschine bearbeitet. Dann wird es verleimt und verläßt Maschinenraum und Leimerei. Die einzelnen fertigen Teile bekommt dann der Tischler, der sie zusammen fügt. Ist dies geschehen, so kommen die Rohmöbel in die Malerei, wo sie entweder nur lackiert — lackierte Naturküchen — oder mit den verschiedensten Anstrichen versehen werden — Schlafzimmer: Eichen-, Birken-, Kirschbaum- oder Kirschbaumantisch. Nun nehmen sie ihren letzten Weg in die Packerei und gelangen dann zum Versand.

Derartige neuzeitlich eingerichtete Betriebe haben wir heute in Herford etwa 25–30 und in dem ganzen Bezirke Herford, Deynhausen und Lippe, die sich jetzt zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammengeschlossen haben, ungefähr 100 bis 120 mit etwa 8000 Arbeitern.

Die Herforder Heide.

Von Prof. Dr. L. H. K. M. A. N. N.

Wenn wir vom Otto-Weddingen-Ufer aus der Berre aufwärts folgen, kommen wir zur Kiewiese (plattb. Kie-

wisch-Kiebwiese) *) die früher eine ganz andere Bedeutung für die Herforder Bürger hatte als heute. Wohl jeder hielt Ruhe und Schweine, denn Milch und Fleisch zu kaufen hielt der echte Bürger für seiner unwürdig. Der Viehbestand wird also früher nicht unbedeutend gewesen sein, wird doch unsere Stadt heute noch scherzweise von den Handelsleuten Kauhervede genannt. Die Kühe blieben, so lange es die Jahreszeit erlaubte, den Tag über auf der Weide, wohnen die Mädchen zum Melken geschickt wurden. Der nächste Weideplatz bei der Stadt war nun die Berreniederung vor dem Vergertore, von wo der Hellweg ins Lippische führte. Die Weide erstreckte sich am rechten Ufer bis an den Langenberg. Zwei Kiewischbrücken verbanden die beiden Teile. Die für die Milchmädchen bestimmte Heide heißt auch jetzt noch die Milchbrücke.

Neben dieser stadtnahen Weide gab es noch in Elverdissen einen andern ausgedehnten Hudebezirk, die Herforder Heide, die sich etwa von der Seidel'schen Fabrik bis zur Helle an der Altenhagener Grenze ausdehnte. Ungefähr im Mittelpunkt liegt heute die Gartenwirtschaft Cheler am Kreuzungspunkt Brahe-Schötmar und Herforder Heide. Von hier aus dehnte sich der Wald fast bis an die Tore unserer Stadt aus. Heute ist dieser östlich von der Hauptchauffee verschwunden. Ältere Leute haben noch die die Heide kennzeichnenden Nachenbäume gekannt, die freilich wohl nicht so stattlich waren wie in der Lüneburger Heide. Die Wacholderbeeren wurden im Herbst geerntet und nach Lemgo gesandt, wohl zu demselben Zweck wie noch jetzt besonders nach Steinhagen. Westlich der Straße ist noch heute das allerdings teilweise stark gelichtete Eichen-Holz, das bald hinter dem Hilmalser Baum beginnt und noch über Elfen hinausreicht. Welch landschaftlich schöne Lage hat die am Waldbesam 1915 gebaute Friedenskirche! — Die Besiedelung der Herforder Heide hat Normann in seiner Herforder Chronik S. 459 und 460 anschaulich geschildert. Wir älteren erinnern uns noch, wie der erst im vorigen Jahre heimgegangene verdienstvolle Rektor den Stoff dazu unermüdlich gesammelt und keine anstrengendere Wanderung dabei gescheut hat. Die Liebe zur Heimat hat ihn bewogen, die wohl umfangreichste und gründlichste Arbeit über Herford zu schreiben. Im Geleitwort spricht er dem aus unserer Stadt stammenden Ehepaar Kopp in Berlin, das durch finanzielle Beihilfe das Erscheinen der Chronik zu einem verhältnismäßig billigen Preise erst ermöglicht hatte, seinen Dank aus und fügt den Wunsch hinzu: „Das Buch von Herford möge dazu beitragen, den Herfordern, wenn sie, durch die Fluren der Umgebung wandelnd, den Blick auf die Stadt richten, das Herz vor Stolz höher schlagen zu lassen; denn, ein Wilhelm Müller singt:

„Es ist das kleinste Vaterland der größten Liebe nicht zu klein,

Je enger es dich rings umschließt, Je näher wird's dem Herzen sein.“

Normann schildert, was er über die Besiedelung der Herforder Heide in Erfahrung gebracht hat.

Der größte Preußenkönig hat bekanntlich, um die in großer Verarmung und Entvölkerung ganzer Landestteile sich äußernden Folgen des siebenjährigen Krieges zu mildern, im Osten an Warthe, Neße und Oder neue Ansiedler herangezogen. Das gilt auch für unsere Heimat. Normann teilt mit, was er durch Quellenforschung und mündliche Auskunft darüber erfahren hat. Im Jahre 1771 sind 11 Durlacher Kolonistenfamilien der Einladung Friedrichs des Großen gefolgt und haben sich auf der Herforder Heide angesiedelt. In Osnabrück blieben ihre Frauen u. Kinder, wie mir Herr Lehrer Wix in Elverdissen mitteilte, zunächst zurück, bis die Männer Häuser errichtet hatten. Was sie veranlaßt hat, ihre am Schwarzwald gelegene schöne badi-sche Heimat aufzugeben und in den ihnen unbekannten Norden des deutschen Vaterlandes zu ziehen, waren nicht — wie bei den durch den Bischof Firmian von Haus und Hof vertriebenen Salzburger Protestanten, denen Friedrich Wilhelm I. in Ostpreußen eine neue Heimat anwies — religiöse, sondern wirtschaftliche Bedrängnisse. Unter diesen Kolonisten (heute noch heißen ihre Nachkommen Durlacher, Turländer oder Rieger, weil sie im sogenannten Riegerfelde angesiedelt wurden) scheinen zwei Familien Ehrlich, jetzt Ehrler die Führung übernommen zu haben. Seit wann diese den neuen Namen führen, ist unbekannt.

*) Kieblige sind noch in der Werremarsch nach Werl zu.